



Michael Fassel

 <https://orcid.org/0000-0002-5171-1481>

## Zwischen Leben und Tod – Existenzielle Grenzerfahrungen in Paul Heyses Novelle *Unheilbar* (1862)

### I. Einleitung

Sie ist bereit zu sterben, weil sie glaubt, unheilbar krank zu sein. In Paul Heyses Novelle *Unheilbar*, verfasst 1862 und erschienen 1864 in den *Meraner Novellen*, bereitet sich Marie auf das Sterben vor. Die Ich-Erzählerin stellt Reflexionen zu ihrem vermeintlichen Lebensende an, befasst sich intensiv mit Literatur zu Leben und Tod und schließt eine innige Freundschaft mit einem Leidensgenossen – um dann letztendlich festzustellen, dass sie gar nicht unheilbar krank ist. Doch haben die Symptome, die auf das damalige Krankheitsbild der Lungentuberkulose hinweisen, Einfluss auf die (Selbst-)Wahrnehmung Maries, die sich wegen einer bewussten Fehldiagnose ihres Hausarztes im Sanatorium befindet. Mit Einwilligung ihres Vaters sei der Kuraufenthalt zu ihrem eigenen Schutz geschehen, „weil sie sonst nicht zum Verlassen der Familie zu bewegen gewesen und [...] am Ende wirklich ernsthaft erkrankt wäre.“<sup>1</sup> So wähnt sich Marie an der Grenze zum Tod, gehört aber nicht mehr zu den Lebenden und wird sich der eigenen Grenzen bewusst. Denn „wenn wir vom Tod sprechen, [...], sprechen [wir] vom Zusammenbruch des sozialen Körpers, wir sprechen von der Grenzerfahrung.“<sup>2</sup> In der Sphäre des vermeintlichen Sterbens strebt Marie nach gesellschaftlicher Befreiung.<sup>3</sup> Sie durchlebt eine existenzielle Schwellerfahrung.

<sup>1</sup> R. Hillenbrand: *Heyses Novellen*. Frankfurt a. M. u.a.: Lang, 1998, S. 171.

<sup>2</sup> T. Macho: *Todesmetaphern. Zur Logik der Grenzerfahrung*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1987, S. 408.

<sup>3</sup> Vgl. R. Hillenbrand: *Heyses Novellen...*, S. 172.

Grenzen kennzeichnen „[a]ls Schwellen [...] Übergänge in neue Lebensphasen, als Tabu schließen sie Bereiche des Unannehmbaren aus der kulturellen Ordnung aus.“<sup>4</sup> Tatsächlich befindet sich Marie am Ende der Novelle in einer neuen Lebensphase. Zutreffend ist überdies, dass der Nicht-Ort Sanatorium, in dem sich Marie befindet, ein Ort ist, in dem sich kranke und sterbende Menschen aufhalten, um von der kulturellen Ordnung ausgeschlossen zu werden, wo aber zugleich ein neues soziales Mikrokosmos entsteht. Im Sinne Foucaults wird das Sanatorium im vorliegenden Beitrag als Heterotopie betrachtet (vgl. II).

Noch aus einem anderen Blickwinkel spielt die Grenzwahrnehmung eine relevante Rolle: In der Loslösung aller Verpflichtungen versucht Marie ihre Grenzen zu hinterfragen und auszuloten, indem sie bewusst gegen bürgerlich verstaubte Moralvorstellungen verstößt. Insofern liegt es nahe, dass „Grenzwahrnehmungen [...] immer auch Wahrnehmungsformen [sind], die vom konventionellen Gebrauch abweichen.“<sup>5</sup> Als Sterbende, so Maries Annahme, erlangt sie die absolute, grenzenlose Freiheit. „Sterben ist ein Trip“<sup>6</sup>, wie es Thomas Macho lapidar zum Ausdruck bringt. Vor diesem Hintergrund fokussiert dieser Beitrag die Isolation Maries und ihre Zeit an einem heterotopischen Nicht-Ort bzw. Zwischen-Ort, dem Sanatorium. Es handelt sich dabei um einen Raum, in dem sich Marie von der Familie, dem sozialen Leben und dem Alltag mit all seinen bürgerlich-gesellschaftlichen Zwängen verabschiedet, „[d]enn erst durch die Wahrnehmung einer Grenze konstituiert und differenziert sich ein Raum oder Gegenstand, schält sich ein Objekt aus seiner Umgebung heraus, wird unterscheidbar und damit wahrnehmbar.“<sup>7</sup>

In ihrer „Todesverfallenheit“<sup>8</sup> gibt Marie sich der *ars moriandi* hin. Anhand ausgewählter Textstellen wird die These verfolgt, dass Marie mit ihrer Grenzerfahrung kleinbürgerliche Normen und Werte – insbesondere moralisch konnotierte Geschlechtervorstellungen – in Frage stellt: „Der sichere Tod gibt ihr den Mut, aus ihren bisherigen kleinbürgerlichen Rücksichten auszubrechen und zunächst ihr Recht auf Einsamkeit gegenüber einer zudringlichen Kursesellschaft zu erkämpfen.“<sup>9</sup> Als selbstbewusste junge Frau und Patientin gibt sie sich keineswegs hilfsbedürftig und krank, sondern

<sup>4</sup> M. Ehlers: *Grenzwahrnehmungen: Poetiken des Übergangs in der Literatur des 19. Jahrhunderts. Kleist – Stifter – Poe*. Bielefeld:transcript, 2015, S. 12.

<sup>5</sup> Ebd., S. 16.

<sup>6</sup> T. Macho: *Todesmetaphern...*, S. 408.

<sup>7</sup> Ebd., S. 12.

<sup>8</sup> R. Hillenbrand: *Heyses Novellen...*, S. 172.

<sup>9</sup> Ebd.

strahlt trotz oder gerade wegen des bevorstehenden Todes enormes Selbstbewusstsein aus. Zuweilen leidet sie unter einigen Symptomen wie Husten, Fieber oder Abgeschlagenheit. Wie sich jedoch später herausstellt, handelt es sich entgegen ihrer Annahme dabei nicht um eine unheilbare Lungentuberkulose.

Zur literarischen Thematisierung der Tuberkulose liegen etwa mit Brigitta Schaders Monographie *Schwindsucht. Zur Darstellung einer tödlichen Krankheit in der deutschen Literatur vom poetischen Realismus bis zur Moderne* erhellende Ausführungen vor, weshalb der Beitrag nicht näher auf das Krankheitsbild als solches eingeht. Lediglich sei kurz angemerkt, dass „es um 1860 bereits medizinische Veröffentlichungen über ihre Heilbarkeit gab.“<sup>10</sup> Zwar war der Begriff *Tuberkulose* Heyse bekannt<sup>11</sup>, aber er verwendet ihn nicht, um der Krankheit eine Aura des Mysteriösen zu verleihen.<sup>12</sup> Dies war in der Literatur vor allem des 19. Jahrhunderts durchaus gängig: „[W]riters often avoided giving a specific biomedical diagnosis.“<sup>13</sup>

Der vorliegende Beitrag setzt den Fokus auf die Figur Marie. Insbesondere die aus der vermeintlichen Todesnähe hervorbrechende emanzipatorische Kraft der Protagonistin ist bemerkenswert. Zugleich möchte der Beitrag auch auf den vergessenen Schriftsteller Paul Heyse aufmerksam machen. Obgleich Heyse als erster deutscher Autor 1910 mit dem Nobelpreis für Literatur ausgezeichnet wurde und gar als „der legitime Nachfolger Goethes galt“<sup>14</sup>, liegt angesichts der gut 180 Novellen, 68 Dramen und acht Romane vergleichsweise wenig Forschung vor. Hervorzuheben ist etwa die Studie *Heyses Novellen. Ein literarischer Führer*, in der sich Rainer Hillenbrand dem Fundus der Novellen annimmt. Ein Augenmerk auf die Romane legt Urszula Bonter in ihrer Monographie *Das Romanwerk von Paul Heyse*. Der Frage, weshalb Autoren wie Heyse heute wenig Aufmerksamkeit als anderen Autoren seiner Zeit gewidmet wird, geht nicht nur der Literaturwissenschaftler Christoph Grube mit seiner Studie *Warum werden Autoren vergessen. Mechanismen literarischer Kanonisierung am Beispiel Paul Heyse und Wilhelm Raabe* nach, sondern auch die Literatur. 2021 erschien

<sup>10</sup> F. Sitzmann: *Hygiene. Ein Lehrbuch für die Fachberufe im Gesundheitswesen*, Berlin u.a.: Springer, 1999, S. 185.

<sup>11</sup> B. Schader: *Schwindsucht. Zur Darstellung einer tödlichen Krankheit in der deutschen Literatur vom poetischen Realismus bis zur Moderne*. Frankfurt a.M.: Lang, 1987, S. 21.

<sup>12</sup> Erst 1882 beschrieb der Mediziner Robert Koch das *Mycobacterium tuberculosis*, weshalb die Krankheit auch als *Morbus Koch* bekannt war.

<sup>13</sup> A. Tankard: *Victimhood and Death: Consumptive Stereotypes in Fiction and Non-Fiction. Invalid Lives*. London: Palgrave Macmillan, 2018, S. 63.

<sup>14</sup> U. Bonter: *Das Romanwerk Paul Heyses*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2008, S. 9.

der Roman *Am Götterbaum* von Hans Pleschinski, in dem die Münchener Stadträtin Antonia Silberstein Heyses ehemalige Villa in ein Kulturzentrum verwandeln möchte, um dem vergessenen Schriftsteller ein Denkmal zu setzen.

## II. *Ars moriendi* in Tagebuchform

Geschildert wird *Unheilbar* ausschließlich aus der Sicht der Ich-Erzählerin und Protagonistin Marie. In Form von Tagebucheinträgen schildert sie ihre Grenzerfahrungen, indem sie sich den vermeintlich herannahenden Tod bewusst macht. Der erste Eintrag ist auf den 5. Oktober 186\*, der letzte auf den 13. Februar des darauffolgenden Jahres datiert, so dass die Novelle gut vier Monate Erzählzeit umfasst. Auffällig ist, dass das konkrete Jahr nicht erwähnt wird, sondern mit dem erst genannten Datum lediglich andeuten soll, dass die Handlung in den 1860er Jahren spielt. Dagegen ist der Handlungsort – wie die Novellensammlung *Meraner Novellen* nahelegt – klar in Meran ausgewiesen.

Marie legt ihren Tagebucheinträgen zufolge ein hohes Maß an Reflexion an den Tag. In ihrer Kurgesellschaft in Meran – die im Übrigen wie ein Miniaturformat des 1924 erschienenen Romans *Der Zauberberg* von Thomas Mann anmutet – pflegt sie nur wenige Kontakte. Vor allem hadert sie mit der präpotenten Krankenschwester, die ihr allzu aufdringlich erscheint.

In der Grenzerfahrung zwischen Bald-Sterben und Noch-Leben vermittelt die Ich-Erzählerin ihre subjektive Gedanken- und Gefühlswelt. Die Form des Tagebuchs könnte unter heutigen Gesichtspunkten als Vorläufer sogenannter Sterbe-Blogs betrachtet werden. „Im deutschsprachigen Raum kann Wolfgang Herrndorfs Blog *Arbeit und Struktur* (2010-2013) als erster digitaler Sterbebericht gelten, der größere Bekanntheit erlangte und 2013 posthum auch in Buchform erschien.“<sup>15</sup> Das öffentliche Sterben, wie es in den entsprechenden Blogs teils nachgerade minutiös beschrieben wird, durchläuft mit Blick auf die vergangenen fünf Jahre einen eher zähen Enttabuisierungsprozess. Die Art der Dokumentation trifft auf geteiltes Echo: „Damit wird ein Gegensatz von Öffentlichkeit und Intimität aufgerufen, dem zufolge Sterbeprozesse zu intim, zu privat sind, um öffentlich dargestellt zu werden.“<sup>16</sup> Die Kritik zielt auf Tatsachenberichte, auf

<sup>15</sup> C. Caduff; *Sterben und Tod öffentlich gestalten. Neue Praktiken und Diskurse in den Künsten der Gegenwart*. Paderborn: Wilhelm Fink, 2022, S. 3.

<sup>16</sup> Ebd., S. 8.

faktuale schriftorientierte Medien, während es sich bei Heyses Novelle in Form von Tagebucheinträgen um Fiktion handelt. Dennoch trägt *Unheilbar* in den 1860er Jahren ebenfalls zu einer Enttabuisierung des Sterbens bei. Bereits in ihrem ersten Tagebucheintrag vom „5. October 186\*“<sup>17</sup> schildert Marie präzise ihre Befindlichkeit: Acht Tage habe sie bereits im Meraner Sanatorium zugebracht und keine Zeile zu Papier bringen können. „Warum schäme ich mich denn auch jetzt noch, zu weinen? Ist es denn nicht traurig genug, daß ich erst einen Blick in alle Schönheiten dieser Welt thun durfte, seit ich weiß, daß es ein Abschiedsblick ist?“<sup>18</sup> Diese Zeilen markieren den Ausgangspunkt ihrer Gefühlslage. Gleichzeitig muten die gestellten Reflexionsfragen wie ein Auszug therapeutischen Schreibens an, in dem sie sich dem allmählichen Abschied stellt. Darüber hinaus sieht sie sich einem gewissen Rechtfertigungsdruck ausgesetzt, da sie sich fragt, warum sie sich für ihr Weinen schäme. An dieser Stelle deutet sich die kleinbürgerlich-moralische Erziehung an, die offenbar keinen Raum für die Sichtbarkeit von Emotionen geboten hat.

Marie betreibt eine Art Sterbekunst, indem sie sich mit vollem Bewusstsein und geistiger Klarheit ihrem Schicksal ergibt. „O es ist in Wahrheit eine Gnade, vom Tode nicht überrascht und überfallen zu werden, ihn langsam kommen zu sehen, daß man, Auge in Auge mit ihm, erst noch *leben* lernen kann!“<sup>19</sup> Die *Ars moriendi* verschmilzt in der Sphäre des sozialen Todes mit der *Ars vivendi*, was eine angenommene Dichotomie von Sterbe- und Lebenskunst in Frage stellt. Beide Künste sind darüber hinaus Gesprächsthemen zwischen Marie und ihrem späteren Geliebten Morrik, dem Marie als Patient in den Parkanlagen begegnet. Gemeinsam sinnieren sie über die Literatur, die sich mit „Lebens- und Todesweisheit“<sup>20</sup> befasst. Während Morrik Marie Gedichte von Edgar Allan Poe aushändigt, leiht sie ihm im Gegenzug Rückerts *Weisheit des Brahmanen* aus. Morrik nimmt dies dankend entgegen: „Sie haben eine wahre geistige Hausapotheke mitgebracht, scherzte Morrik.“<sup>21</sup> Augenfällig ist, dass es sich um zwei gegensätzliche Texte handelt: Hillenbrand zufolge steht „Rückerts ‚Weisheit des Brahmanen‘ für eine positiv-gesunde Weltsicht, Edgar Allan Poe [...] mit seinen Gedichten für eine negativ-krank.“<sup>22</sup> So gehört zur *Ars moriendi* und *arsvivendi* auch die Beschäftigung mit Literatur. Maries Leidenschaft

<sup>17</sup> P. Heyse: *Unheilbar*. In: *Meraner Novellen*. Hg. Paul Heyse. Berlin: Hertz, 1864, S. 3.

<sup>18</sup> Ebd.

<sup>19</sup> Ebd., S. 5–6.

<sup>20</sup> Ebd., S. 47.

<sup>21</sup> Ebd., S. 75.

<sup>22</sup> R. Hillenbrand: *Heyses Novellen...*, S. 173.

für Lyrik, die sich mit dem Tod auseinandersetzt, wird bereits zu Beginn ihrer Tagebucheinträge zum Ausdruck gebracht, als sie auf einem Friedhof eine Grabinschrift liest:

Die getrennt und einsam lebten,  
 Vater, Mutter und die Tochter,  
 Jetzt hat sie der Tod verbunden.  
 Wie sie selig sich gefunden,  
 Wird sie ewig nichts mehr scheiden,  
 Und so ist das frühe Welken  
 Dieser Rose zu beneiden.<sup>23</sup>

Marie prägt sich diese Inschrift ein. Sie wiederholt die letzten Verse am gleichen Tag in ihrem Tagebuch und versieht die gleichen Schlusszeilen in einem späteren Eintrag vom 23. Oktober mit einem Fragezeichen. „Dieses Fragezeichen ist mir aus der Feder gehüpft; ich habe nun nicht das Herz, es auszustreichen. Wohl ist es eine Frage, ob je ein armer Mensch einen anderen armen Menschen um etwas beneiden darf, und wär' es selbst um den Tod!“<sup>24</sup>

Selbst in der Erinnerung ihres jüngeren Bruders möchte sich Marie als vitale Schwester erhalten wissen: „Möchte man denn in der Erinnerung eines theuren Menschen fortleben unter dem Bilde der letzten Krankheit?“<sup>25</sup> Sie bereitet damit die Angehörigen mit ihrer prospektiven Empathie nicht zuletzt durch ihre Tagebucheinträge auf die Zeit nach ihrem – nicht eintretenden – Ableben vor. So intensiv Marie ihr Leben im Sanatorium mit Sinn erfüllt, so liegt ein Abschiedsschmerz, eine latente Trauer in der Luft, gegen die sie sich aufzubäumen versucht: „Freilich, ich weiß, es ist ein kurzes Glück. Aber um so fester muß ich es halten und mir's nicht durch Schwäche und Versinken in Selbstbemitleidung verkümmern. –“<sup>26</sup>

Da Maries Arzt, der zugleich ein vertrauter Freund ihres Vaters ist, ihr bestätigt hat, dass sie an einer tödlichen Krankheit leidet, fügt sie sich ihrem Schicksal und begibt sich in die Kurgesellschaft. Auf Genesung hofft sie wie viele andere Patient\*innen nicht. Es verwundert nicht, dass Heyse das Sterben aus der Tabu-Zone herausholt, war er seinerzeit doch unter anderem dafür bekannt, „sich provokativ in ästhetisch-philosophische Debat-

<sup>23</sup> P. Heyse: *Unheilbar...*, S. 17.

<sup>24</sup> Ebd., S. 51.

<sup>25</sup> Ebd., S. 4.

<sup>26</sup> Ebd., S.

ten ein[zumischen] und [...] dabei auch so manchen moralischen Skandal [zu verursachen].“<sup>27</sup>

### III. Das Sanatorium als Übergangszone und Ort der Befreiung

Direkt in ihrem ersten Eintrag setzt Marie Einsamkeit im Sanatorium mit Freiheit und Unabhängigkeit gleich. Losgelöst von den einstigen Verpflichtungen im kleinbürgerlichen Milieu schreibt sie in der Heilanstalt: „Hier ist’s anders; ich bin einsam und frei; ich habe es schon erfahren, daß nur die Einsamen frei sein können.“<sup>28</sup> Nur in der Einsamkeit sieht sie die Möglichkeit zur vollen Entfaltung, da sie sich nun in einem Raum befindet, der ihrer Ansicht nach frei von gesellschaftlichen Zwängen und Grenzen scheint: „Aber wer sich zum Sterben rüstet, muss der nicht vor Allem an seine Seele denken [...]?“<sup>29</sup>, fragt sie sich im Tagebucheintrag vom 15. Oktober. Schon wenige Tage nach ihrer Ankunft im Sanatorium bemerkt sie, dass die neu gefundene Freiheit keinesfalls eine absolute ist. Im Sanatorium herrschen eigene Gesetzmäßigkeiten. Bereits in ihrem Eintrag vom 10. Oktober macht sie Bekanntschaft mit der Krankenschwester:

Vor einer Stunde, als ich lesend und an nichts Arges denkend am Fenster sitze und mich an der milden Abendluft erquicke [...] klopft es an meiner Thür, was mich immer erschreckt, da es so selten geschieht, und eine kleine, corpulente, mir völlig unbekannt Dame tritt herein, die sich ganz unbefangen mir vorstellt und aufs Herzlichste ihr Verlangen, mich kennen zu lernen, an den Tag legt.<sup>30</sup>

Marie sieht in der Schwester keineswegs eine fürsorgliche, sondern vielmehr eine präpotente Krankenschwester, die sich – immerhin klopfend – Zugang zu ihrem Zimmer verschafft. Fortan fürchtet Marie ständig ihren Besuch, den sie nicht als Fürsorge, sondern vielmehr als Einbruch in ihre Privatsphäre empfindet. In einem ungenau datierten Eintrag nach dem 10. Oktober, „An einem anderen Morgen“, schreibt sie: „Mein armes, friedliches, kleines Sterbewinkelchen, daß es mir so verstört werden mußte, daß ich auch hier keine Ruhe haben soll! Ich muß wirklich ausgehen, um

<sup>27</sup> U. Bonter: *Das Romanwerk...*, S. 11–12.

<sup>28</sup> P. Heyse: *Unheilbar...*, S. 3.

<sup>29</sup> Ebd., S. 28.

<sup>30</sup> Ebd., S. 11.

zu sehen, ob ich draußen irgendwo einen sicheren Versteck ausfindig machen kann.“<sup>31</sup> Im Sinne Machos betrachtet Marie das Sterben als „Desorganisation von Raum und Zeit, als Trennung von Körper und Identität, als Negation aller diskursiven und sozialen Regeln.“<sup>32</sup>

Angesichts der unangekündigten Besuche durch die Schwester, die sich als erfahrene, starke und selbstbewusste Frau beschreibt – „Ich bin noch aus einer Generation, wo man gar nicht wußte, was Nerven sind; da schlägt es mir gar nichts, zehn Nächte hinter einander kein Auge zuzutun; selbst Operationen kann ich mit ansehen, ohne jede Anwendung von Schwäche.“<sup>33</sup> – wird Marie eines Besseren belehrt. Ihr sogenanntes „Sterbewinkelchen“ bietet keinen Rückzugsort, so dass sie sich gezwungen sieht, das Gelände des Sanatoriums nach einem möglichen Fluchtpunkt abzusuchen.

Marie zeigt ihre Empörung darüber, dass selbst an der Schwelle von Leben und Tod ihre Freiheit Einschränkungen erfährt. Sie hofft darauf, einen ruhigeren Ort ausfindig zu machen, der ihr Einsamkeit bzw. Unabhängigkeit gewährt. Allerdings ist das Sanatorium mitsamt Gelände und Parkanlagen ein Ort, der klare Begrenzungen aufweist. Zugleich ermöglichen ihre Aufenthalte in den Außenanlagen durchaus vielversprechende Begegnungen mit anderen Patienten. Vor allem mit Morrik tritt Marie in Kontakt. Die anfängliche Sympathie entwickelt sich zu einer zärtlichen Romanze, ohne ins Kitschige abzuweichen.

Das Sanatorium als literarischer Ort bietet demnach mehr als nur die Möglichkeit der Heilung. In *Unheilbar* dürfte es sich bei der Darstellung um eine der ersten Literarisierungen einer medizinischen Heilstätte handeln, da das Sanatorium vor allem von den 1890er bis 1940er Jahren in der Literatur präsent ist.<sup>34</sup> In der „Zwangsgemeinschaft“<sup>35</sup> kommt es zu Begegnungen zwischen Menschen, die sich weder freiwillig im Sanatorium aufhalten noch die gleichen Interessen hegen. So liegt nahe, dass völlig unterschiedliche Figuren mit verschiedenen Weltanschauungen diesen Ort besuchen: „Es sind Figuren mit ärztlichen Berufen und Kranke, die ihre Krankheit zusammenbringt und aneinander fesselt, eine Zwangsgemein-

<sup>31</sup> Ebd., S. 15.

<sup>32</sup> T. Macho: *Todesmetaphern...*, S. 408.

<sup>33</sup> P. Heyse: *Unheilbar...*, S. 12.

<sup>34</sup> Vgl. T. Sprecher/K. Bedenig: *Sanatorium*. In: *Literatur und Medizin. Ein Lexikon*. Hg. B. von Jagow; F. Steger. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, 2005, S. 676.

M. de Certeau: *Praktiken im Raum*. In: *Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften*. Hg. J. Dünne/S. Günzel. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2006, S. 345.

<sup>35</sup> T. Sprecher/K. Bedenig: *Sanatorium...*, S. 676.



schaft ganz unterschiedlicher Menschen, die oft mit der ständigen Präsenz des Todes leben [...].<sup>36</sup> Die größte Gemeinsamkeit besteht darin, zu genesen und diesen Ort so schnell wie möglich wieder zu verlassen. Im Fall von Marie trifft dies nicht völlig zu, da sie sich dem Tod geweiht sieht. Überdies lernt sie Morrik auf dem Gelände des Sanatoriums kennen. Die Unabhängigkeit, die Marie in den ersten Tagebucheinträgen nachgerade hymnisch feiert, stellt sich angesichts der Begegnung mit dem jungen Mann als eine Phase der Entwicklung heraus, denn sie „ist quasi das neutrale Mittlere zwischen dem Übel an der Anpassung an eine dumme und konventionelle Gesellschaft und dem individuellen Glück.“<sup>37</sup>

In Heyses Novelle fungiert das Sanatorium als Einrichtung im Sinne einer Übergangszone, entweder im Fall der Genesung zurück ins alltägliche Leben oder in den Tod. Als Übergangszone ist das Sanatorium als ein sogenannter Nicht-Ort zu begreifen, in dem Leben und Sterben koexistieren. Zum einen erwartete die Patient\*innen keine Rückkehr mehr in ihr früheres Leben, zum anderen warten sie auf den bevorstehenden, dennoch schwer absehbaren Tod. Vor diesem Hintergrund unterläuft die Darstellung des Sanatoriums in Heyses *Unheilbar* die oftmals zitierte Definition des Ortes nach Certeaus: „Ein Ort ist die Ordnung [...] nach der Elemente in Koexistenzbeziehungen aufgeteilt werden. Damit wird also die Möglichkeit ausgeschlossen, dass sich zwei Dinge an derselben Stelle befinden.“<sup>38</sup> Die literarische Darstellung des Sanatoriums spiegelt insofern das genaue Gegenteil wider, als es gleichsam als ein Ort an der Schnittstelle von Leben und Tod betrachtet werden kann. Somit erscheint das Raumverständnis Foucaults treffender, der den Kategorie-Begriff der *Heterotopie* geprägt und bewusst vom Begriff der *Utopie* abgegrenzt hat. Als Beispiele führt der französische Poststrukturalist psychiatrische Kliniken, Altersheime und Gefängnisse an.<sup>39</sup> Demnach handelt es sich um Orte, die offensichtliche Analogien zum Sanatorium aufweisen:

Es gibt gleichfalls [...] wirkliche Orte, wirksame Orte, die in die Einrichtung der Gesellschaft hineingezeichnet sind, sozusagen Gegenplatzierungen [sic!] oder Widerlager, tatsächlich realisierte Utopien, in denen die wirklichen Plätze innerhalb der Kultur gleichzeitig repräsentiert,

---

<sup>36</sup> Ebd.

<sup>37</sup> R. Hillenbrand: *Heyses Novellen...*, S. 172.

<sup>38</sup> M. de Certeau: *Praktiken im Raum...*, S. 345.

<sup>39</sup> Vgl. M. Foucault: *Andere Räume*. In: *Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik. Essais*. Hg. K. Barck; P. Gente; H. Paris; S. Richter. Leipzig: Reclam, 1992, S. 41.

bestritten und gewendet sind, gewissermaßen Orte außerhalb aller Orte, wiewohl sie tatsächlich geortet werden können.<sup>40</sup>

Was bedeutet der Aufenthalt in einem solchen Ort nun für Marie? Foucault zufolge befindet sich selbst in der Heterotopie, den „anderen Plätzen“<sup>41</sup>, ein utopischer Spiegel: „Im Spiegel sehe ich mich da, wo ich nicht bin: in einem unwirklichen Raum, der sich virtuell hinter der Oberfläche auftut; ich bin dort, wo ich nicht bin, eine Art Schatten, der mir meine eigene Sichtbarkeit gibt, der mich erblicken läßt, wo ich abwesend bin: Utopie des Spiegels.“<sup>42</sup> Das Sanatorium im Allgemeinen, das „Sterbewinkelchen“ im Besonderen sind für Marie Orte, die sie auf den Spiegel der Utopie zurückwerfen. Mit intensiver Selbstreflexion und der Vorbereitung auf den vermeintlich eintretenden Tod macht die Ich-Erzählerin die Erfahrung des Paradoxes der abwesenden Anwesenheit, die mit Selbstentfremdung einhergeht. Denn die „blassen Züge [...] erschrecken“ sie selbst, „so oft ich in den Spiegel sehe.“<sup>43</sup> Doch handelt es sich um jene äußerlichen Symptome, die sie als vermeintlich Sterbende zur gesellschaftlichen Befreiung ermächtigen.

Weiterhin unterscheidet Foucault zwischen der sogenannten „Krisenheterotopie und der Abweichungsheterotopie“<sup>44</sup>, zwischen denen er explizit das Altersheim verortet, „denn das Alter ist eine Krise, aber auch eine Abweichung, da in unserer Gesellschaft, wo die Freiheit die Regel ist, der Müßiggang eine Art Abweichung ist.“<sup>45</sup> Insofern handelt es sich bei dem Sanatorium ebenfalls um einen Raum, der wie das Altersheim auch zwischen Krisenheterotopie und Abweichungsheterotopie zu verorten ist. Denn Marie setzt den Aufenthalt im Sanatorium gleich mit dem Müßiggang und entledigt sich im vermeintlichen Sterben sämtlichen gesellschaftlichen Verpflichtungen. Der Gedanke jedoch, dass Räume durch Interaktionen von Menschen zu dynamischen Räumen werden, kommt bei Foucault zu kurz. Dass Figuren und ihr Umgang miteinander relevant für die Raumbetrachtung sind, wird in *Unheilbar* deutlich an der Figur der Krankenschwester, die wie ein Korrektiv agiert. Sie versucht dem Müßiggang und der moralischen Befreiung Maries Einhalt zu gebieten. Diese weiß sich jedoch zu wehren:

<sup>40</sup> Ebd., S. 39.

<sup>41</sup> Ebd.

<sup>42</sup> Ebd.

<sup>43</sup> Ebd., S. 4.

<sup>44</sup> M. Foucault: *Andere Räume...*, S. 41.

<sup>45</sup> Ebd.

Ich bin heute früh, da ich mir überlegte, daß ich meiner Freiheit auch etwas Muth und Entschiedenheit schuldig sei, mit meinem Buche bewaffnet wieder in den Wintergarten gegangen und habe mich dreist, ohne irgend Jemand wiederzuerkennen, mitten unter die übrige Gesellschaft gesetzt und Stunden lang nicht aufgeblickt.<sup>46</sup>

Spätestens hier erweist sich das Sanatorium und die Freiheitsvorstellung der vermeintlich Sterbenden als Utopie. Die bereits durch die Schwester unter Druck geratene Marie hält gleichsam ihr Buch wie eine defensive Waffe, die sie gegen ihre eigene Freiheit verteidigen soll, in den Händen, um ihrem Müßiggang nachzugehen, indem sie sich lesend in den Wintergarten setzt. Als schließlich die Krankenschwester, die Marie in ironischer Überhöhung als „Lebensretterin“ bezeichnet, auftaucht, entgegnet die Ich-Erzählerin, dass ihr „das Sprechen beschwerlich sei“ und sie sich aus diesem Grund dem Lesen widme. „Ich merkte wohl, daß sie es mir höchlich übel nahm. Um so besser!“<sup>47</sup> Die Beziehung zwischen Marie und der Krankenschwester nähert sich Mitte Oktober einer konfliktreichen Begegnung. In ihrer angenommenen Freiheit, der sich Marie als vermeintlich Sterbende bemächtigt, macht sie im Wintergarten beim „trübseligen Spazierensitzen“<sup>48</sup> Bekanntschaft mit Morrik. Sie führen miteinander Gespräche, was die Schwester sehr erzürnt:

Daß ich mich aber nicht gescheut hätte“, schildert Marie einen Tag später, „einem fremden jungen Mann mich offen vor Aller Augen zu nähern, ihm unaufgefordert kleine Gefälligkeiten zu erweisen und mich endlich sogar von ihm mit Milch bewirthen zu lassen, ja, seine Begleitung nach Hause anzunehmen [...] das sei unerhört [...].“<sup>49</sup>

Die Schimpftirade ufert aus, so dass sich Marie wie eine „überführte Sünderin“ behandelt fühlt. Doch Marie weiß sich gegen die Anklage der Schwester, die spätestens in dieser Szene als Repräsentantin eines Bündels kleinbürgerlicher Werte, Normen und Geschlechtervorstellungen agiert, zur Wehr zu setzen. Da die „Dame ohne Nerven“ offenbar mit der Widerrede Maries nicht gerechnet hat, gibt sie weitere Bemühungen, ihre Patientin zurechtzuweisen, auf und sieht es nicht mehr ein, gegen Maries emanzipatorische Bestrebungen anzugehen: „Leben Sie wohl, mein Kind. Sie sind so

<sup>46</sup> P. Heyse: *Unheilbar...*, S. 27.

<sup>47</sup> Ebd.

<sup>48</sup> Ebd., S. 34.

<sup>49</sup> Ebd., S. 36.

selbstständig, daß jedes längere Verweilen in diesem Zimmer eine Indiscretion wäre.“<sup>50</sup> Im Duktus der Resignation kündigt die Schwester an, sich nicht mehr in das Leben Maries einzumischen. Der Begriff „Indiscretion“ ist angesichts von Maries Autonomiestreben als Taktlosigkeit zu werten. Diesem Vorwurf möchte sich die Schwester bewusst entziehen und kündigt gleichsam den Kommunikationsvertrag. Aus dem kleinen Machtkampf zwischen Krankenschwester und Patientin geht Marie zwar erfolgreich heraus, doch scheint sie angesichts der kleinbürgerlichen Konventionen, die selbst vor ihrem „Sterbewinkelchen“ keinen Halt machen, erschüttert zu sein: „O diese traurige kalte, kleinliche Welt! Giebt es denn wirklich nirgends einen Fleck auf Erden, wo man einem armen Menschenkinde erlaubte, ‚nach seiner Façon‘ zu sterben? Muß man auch den letzten Seufzer in der Schnürbrust aushauchen?“<sup>51</sup> Der Verweis auf das Korsett, an die damals herrschende Frauenmode, die sowohl geschlechts- als auch gesellschaftscodiert war, drückt die rigiden und geschlechtergekoppelten Moralvorstellungen nicht nur der Schwester, sondern der Gesamtgesellschaft aus. „Das Motiv der moralischen Befreiung durch Krankheit weist auf Thomas Manns *Zauberberg* voraus.“<sup>52</sup>

Umso verblüffender erscheint vor diesem Hintergrund Maries Verhältnis zu den „Sterbekleidern“, nachdem sie weiß, dass sie doch nicht unheilbar krank ist und sich revitalisiert fühlt: „Ich sah, da ich mir das Haar machte, daß ich wieder frische Farben hatte; und dann merkte ich auch beim Ankleiden, daß ich wirklich die alten Sterbekleider nicht mehr tragen kann, sie engen und drücken mich überall.“<sup>53</sup> Doch der Abschied aus der vermeintlichen Sterbephase und der Weg zurück ins Leben gehen für Marie einher mit dem Ende ihrer Freiheit: „Aber wenn man wieder leben soll, muß man ja auch wieder ein Frauenzimmer sein.“<sup>54</sup> Mit diesem bitteren Beigeschmack kehrt sie zurück ins Leben, begibt sich wieder zurück in die klassische Rolle der Frau mit all ihren gesellschaftlichen und moralischen Zwängen. „Die totale Freiheit von der notwendig unzulänglichen Gesellschaft ermöglicht nur der Tod; das Leben macht Kompromisse oder zumindest Nachsicht nötig, weshalb Marie sich zuletzt mit ihrer Kurgesellschaft versöhnt, ja der ‚Dame ohne Nerven‘ sogar ihre Verbindung mit Morrik verdankt.“<sup>55</sup> Maries Unabhängigkeitsbegriff bleibt eine Illusion, eine Uto-

<sup>50</sup> Ebd., S. 37.

<sup>51</sup> Ebd., S. 38.

<sup>52</sup> R. Hillenbrand: *Heyses Novellen...*, S. 173.

<sup>53</sup> P. Heyse: *Unheilbar...*, S. 137.

<sup>54</sup> Ebd.

<sup>55</sup> Ebd.

pie in der Heterotopie, von der sie sich verabschieden musste. Ihre ganz persönliche Freiheit hat Marie nur an der Grenze zum doch nicht eintretenden Tod genießen dürfen und im ständigen Kampf mit der Krankenschwester immer wieder neu aushandeln müssen.

#### IV. Fazit

Als Marie aus einem Brief erfährt, dass die Diagnose des Arztes eine bewusste Täuschung war, bricht ihr Weltbild zusammen. Nach ihrer mentalen Vorbereitung auf das Sterben und den Lobgesang auf die Einsamkeit in ihrem vermeintlichen Sterbezimmer endet ihr existenzieller Ausnahmezustand zwischen Leben und Tod. Für die Ich-Erzählerin bedeutet die bevorstehende Rückkehr ins soziale Leben und den ihr bekannten Alltag die Wiederaufnahme gesellschaftlicher Verpflichtungen, kurzum den Abschied ihrer persönlichen Freiheit. Zum Schluss bleibt ein bitterer Nachklang, der die emanzipatorische Kraft Maries in Frage stellen könnte: War die Befreiung von gesellschaftlichen Grenzen und Zwängen nur möglich im Ausnahmezustand des vermeintlichen Sterbens? Kurz bevor sie ihr Tagebuch mit lyrischen Zeilen schließt, schreibt sie an Morrik gerichtete folgende Worte: „[A]ber die helle Zuversicht blieb mir zurück: Der uns *das* gegönnt hat, wird uns auch die Zukunft gönnen, und wir sollen nicht umsonst durch den Tod zum Leben eingegangen sein.“<sup>56</sup> Zu resümieren ist, dass Marie eine gewisse Versöhnlichkeit zum Ausdruck bringt.<sup>57</sup> Die mit der Grenzerfahrung einhergehende Todesverfallenheit weicht einer lebensbejahenden Einstellung.

#### Bibliografie

- Urszula Bonter: *Das Romanwerk Paul Heyses*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2008.
- Corinna Caduff: *Sterben und Tod öffentlich gestalten. Neue Praktiken und Diskurse in den Künsten der Gegenwart*. Paderborn: Wilhelm Fink, 2022.
- Michel de Certeau: *Praktiken im Raum*. In: *Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften*. Hg. J. Dünne; S. Günzel. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2006, S. 343–353.

<sup>56</sup> Ebd., 142–143.

<sup>57</sup> Vgl. U. Bonter: *Das Romanwerk...*, S. 26.

- Monika Ehlers: *Grenzwahrnehmungen: Poetiken des Übergangs in der Literatur des 19. Jahrhunderts. Kleist – Stifter – Poe*. Bielefeld: transcript, 2015.
- Michel Foucault: *Andere Räume*. In: *Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik. Essais*. Hg. K. Barck; P. Gente; H. Paris; S. Richter. Leipzig: Reclam, 1992, S. 34–46.
- Christoph Grube: *Warum werden Autoren vergessen. Mechanismen literarischer Kanonisierung am Beispiel Paul Heyse und Wilhelm Raabe*. Bielefeld: transcript, 2014.
- Paul Heyse: *Unheilbar*. In: *Meraner Novellen*. Hg. Paul Heyse. Berlin: Hertz, 1864.
- Rainer Hillenbrand: *Heyses Novellen*. Frankfurt a. M. u.a.: Lang, 1998.
- Thomas Macho: *Todesmetaphern. Zur Logik der Grenzerfahrung*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1987.
- Hans Pleschinski: *Am Götterbaum*. München: C.H. Beck, 2021.
- Franz Sitzmann: *Hygiene. Ein Lehrbuch für die Fachberufe im Gesundheitswesen*, Berlin u.a.: Springer, 1999.
- Brigitta Schader: *Schwindsucht. Zur Darstellung einer tödlichen Krankheit in der deutschen Literatur vom poetischen Realismus bis zur Moderne*. Frankfurt a.M.: Lang, 1987.
- Thomas Sprecher; Katrin Bedenig: *Sanatorium*. In: *Literatur und Medizin. Ein Lexikon*. Hg. Bettina von Jagow; Florian Steger. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, 2005, S. 675–678.
- Alex Tankard: *Victimhood and Death: Consumptive Stereotypes in Fiction and Non-Fiction. Invalid Lives*. London: Palgrave Macmillan, 2018.

**Zwischen Leben und Tod – Existenzielle Grenzerfahrungen in Paul Heyses Novelle *Unheilbar* (1862)**

**Zusammenfassung:** Der Artikel untersucht Paul Heyses Novelle *Unheilbar* hinsichtlich der Grenzerfahrungen der vermeintlich sterbenden Marie. Von einem Arzt hat sie die fehlerhafte Diagnose einer Lungentuberkulose bekommen und hält sich fortan in einem Sanatorium auf. Der Beitrag beleuchtet zum einen, inwiefern sich Marie zwischen Lebens- und Sterbekunst auf den vermeintlichen Tod vorbereitet. Zum anderen wird das Sanatorium ebenfalls als Grenzraum zwischen Leben und Tod verstanden und als Heterotopie im Sinne Foucaults untersucht. Dabei wird das Wechselspiel zwischen Räumlichkeit und der Ich-Erzählerin Marie näher fokussiert. In ihrer Einsamkeit sieht sie ihre neue Freiheit. Sie strebt danach, sich im heterotopen Ort des Sanatoriums von gesellschaftlichen Zwängen und überholten Moralvorstellungen zu befreien.

**Schlüsselwörter:** Paul Heyse, Krankheit, Tod, Sterben, Tuberkulose, Ars moriendi, Ars vivendi, Grenzerfahrung, Sanatorium, Heterotopie, Foucault, Moral, Geschlecht, Weiblichkeit

**Between Life and Death – Existential Borderline Experiences  
in Paul Heyse’s Novella *Incurable* (1862)**

**Abstract:** The article examines Paul Heyse’s novella *Incurable* with regard to the borderline experiences of the supposedly dying Marie. She has been incorrectly diagnosed with pulmonary tuberculosis by a doctor and henceforth stays in a sanatorium. On the one hand, the article sheds light on the extent to which Marie prepares herself for her supposed death between the art of living and the art of dying. On the other hand, the sanatorium is also understood as a borderline space between life and death and examined under Foucault’s implications of heterotopia. Here, the interplay between spatiality and the first-person narrator Marie is focused on more closely. She sees her new freedom in her loneliness. She strives to free herself from social constraints and outdated moral concepts in the heterotopic place of the sanatorium.

**Keywords:** Paul Heyse, illness, death, dying, tuberculosis, ars moriendi, ars vivendi, borderline experience, sanatorium, heterotopia, Foucault, morality, gender, femininity

**Między życiem a śmiercią – egzystencjalne doświadczenia graniczne  
w powieści Paula Heyse *Unheilbar* (1862)**

**Streszczenie:** Autor artykułu analizuje nowelę *Unheilbar* Paula Heyse pod kątem granicznych doświadczeń głównej bohaterki Marie. Przebywająca w sanatorium protagonistka jest przekonana, że umiera – błędnie zdiagnozowano u niej gruźlicę płuc. Celem artykułu jest z jednej strony analiza przestrzeni, w której porusza się bohaterka, oscylująca między sztuką życia a sztuką umierania. Z drugiej strony samo sanatorium jawi się jako przestrzeń graniczna, zawieszona między życiem a śmiercią, w rozumieniu heterotopii Foucaulta. Przedmiotem refleksji jest przede wszystkim związek rysujący się między przestrzenią a pierwszoosobową narratorką Marie. Protagonistka postrzega samotność jako nowy rodzaj wolności. W sanatorium – miejscu heterotopycznym – Marie poszukuje wyzwolenia od społecznych ograniczeń i przestarzałych koncepcji moralności.

**Słowa kluczowe:** Paul Heyse, choroba, śmierć, umieranie, gruźlica, ars moriendi, ars vivendi, doświadczenie graniczne, sanatorium, heterotopia, Foucault, moralność, płęć, kobiecość

---

Michael Fassel, Studium der ev. Theologie und Germanistik auf Lehramt. Masterstudium in Literaturwissenschaft. Promovierte 2021 mit dem Dissertationsprojekt „Auseinandersetzungen mit Demenz in der deutschsprachigen Literatur der Gegenwart. Exemplarische Lektüren“. Tätig als freiberuflicher Dozent an den Universitäten Siegen und Köln sowie als freier Literaturkritiker. Forschungsschwerpunkte: Krankheit und Literatur, Gender Studies und Psychoanalyse und Kinder- und Jugendliteratur.

Michael Fassel, studied Protestant theology and German Language and Literature to become a teacher. Master’s degree in Literary Studies. Doctorate in 2021 with the dissertation

## Aufsätze / Rozprawy

project “Auseinandersetzungen mit Demenz in der deutschsprachigen Literatur der Gegenwart. Exemplarische Lektüren”. Works as a freelance lecturer at the universities of Siegen and Cologne and as a freelance literary critic. Main research interests: Illness and literature, gender studies and psychoanalysis and children’s and youth literature.

**Michael Fassel** studiował teologię protestancką oraz język i literaturę niemiecką (spec. nauczycielska). Magister literaturoznawstwa. Doktorat w 2021 roku na podstawie rozprawy „Auseinandersetzungen mit Demenz in der deutschsprachigen Literatur der Gegenwart. Przykładowe lektury”. Pracuje jako niezależny wykładowca na uniwersytetach w Siegen i Kolonii oraz jako niezależny krytyk literacki. Główne zainteresowania badawcze: choroba i literatura, gender studies, a także psychoanaliza oraz literatura dziecięca i młodzieżowa.

---